Dr. Franz Pelz
Peterbergstr. 1
7800 Freiburg
Tel.: 0761/6 31 40

Freiburg, September 1985

Meine Erlebnisse seit September 1944.

Es gibt Ereignisse, die ich noch haarscharf im Gedächtnis trage, es gibt aber auch Monate, die nur schleierhaft in der Erinnerung geistern, und es gibt Abschnitte, wo nur eine totale Null übriggeblieben ist. Ich werde mich bemühen, möglichst exakt und dokumentarisch genau zu berichten. Da es die Entwicklung so mit sich gebracht hat, bin ich mehrfach mit Günther Kolbe zusammengetroffen, unsere Trennung erfolgte am 9.5.1945. Meine Aussagen stützen sich darum auch zum Teil auf seine Angaben.
Ich war aktiv in der Hitlerjugend als Gefolgschaftsführer der Flieger-HJ in Troppau tätig. Offenbar deshalb wurde ich auch vom Bann Troppau sonderdienstverpflichtet. Im September 1944 beorderte man mich nach Stremplowitz (Bahnhof Kreuzendorf, dann zu Fuß etwa 1 Stunde Richtung Gr.-Herrlitz, Benisch). In einem abseits gelegenem Schloß und Gutshof war eine slowakische Realschule im Rahmen der 'Kinderlandverschickung' untergebracht. Mit Schülern, Lehrern und Eltern sowie Betreuern waren dort ungefähr 300 Personen. Im Grunde waren es Flüchtlinge vor der nahenden russischen Front. Ich sollte als Chef fungieren (mit 15 Jahren!), genau genommen war ich eine Art politischer Spitzel, denn ich hatte oft in Troppau in der Olmützer Straße Bericht zu erstatten. Dabei traf ich auch einmal Helga Theiner. Einer der relativ seltenen Tieffliegerangriffe von der russischen Seite führte uns beim Deckung suchen in einem Hauseingang zusammen. Stremplowitz managten eigentlich eine tüchtige Rotkreuzschwester und der Rektor der Realschule. Sie verwendeten mich bei der Betreuung der Schüler als 'Sportlehrer'.
Im Oktober 1944 wurde ich zu einem Kriegseinsatzführerlehrgang nach Olmütz befohlen. Die Eisenbahnfahrt nach Olmütz über Troppau, Ostrau, Zauchtel verlief chaotisch. Englische oder auch amerikanische Fliegerverbände griffen das Industriegebiet in Oberschlesien, aber auch Ostrau und offensichtlich auch Troppau und auch die Eisenbahnlinie Ostrau Zauchtel an. Schon in Kreuzendorf am Bahnhof mußte ich stundenlang auf freiem Feld - es war nur eine Haltestation - warten. Ich fror jämmerlich. Es war empfindlich kalt geworden und ich war kleidungsmäßig auf lange Aufenthalte, noch dazu im Freien, nicht eingerichtet. Endlich kam die Eisenbahn. Im Ostrauer Gebiet brauste der Zug ohne Halt durch die Bahnhöfe. Beim langen Warten hatte ich mir offenbar eine Grippe geholt. In Olmütz bekam ich starkes Fieber. Mit dem nächstmöglichen Zug fuhr ich über Mährisch-Schönberg, Ramsau, Freiwaldau nach Sandhübel, von wo ich mich nach Saubsdorf zu meinen Eltern schleppte. Mit bewährten Hausmitteln brachte mich meine Mutter wieder auf die Beine. Nach etwa 4 Wochen versuchte ich, über Ziegenhals wieder nach Stremplowitz zu kommen. Meine Mutter war eigentlich dagegen, aber das 'Pflichtgefühl' siegte. Ab Ziegenhals verstopften Wehrmacht und Flüchtlinge die Züge. Als ich endlich in Stremplowitz ankahm, war keine slowakische Mittelschule mehr da. Stattdessen hatte sich im Schloß ein Militärlazarett eingerichtet. Ich meldete mich wieder beim Bann in Troppau. Dort wurde ich einer Schanzabteilung in Jaktar zugewiesen wo ich auch Günther Kolbe traf. Wir hatten Panzergräben und Schützengräben auszubuddeln, erhielten aber auch Ausbildung im Gebrauch verschiedener Schießwerkzeuge, es waren in erster Linie Beutewaffen. Zu Beginn 1945 wurde von uns eine Gruppe auf LKW's verladen und in die Gegend von Ratibor gefahren. Die Dörfer waren frei von Zivilbevölkerung und fürchterlich zerschossen. Es war reines Militärgebiet. Wir sollten sowas wie eine zweite Linie bilden, falls russische Panzer durchbrächen. Am nächsten Morgen gab es auch eine schwere Schießerei. Da erfuhr ich, daß Theorie und Praxis doch zweierlei sind. Die russischen "Einbrecher" erledigte

die Wehrmacht. Es folgten einige ruhige Tage. Mir wurden 10 Mann zugeteilt. Wir hatten am Dorfausgang Wache zu schieben. In dem Haus, indem wir im Keller Quartier bezogen hatten, lagen interssante Bücher. Als ich selbst dienstfrei war, versank ich in die Lektüre. Da riß ein Offizier in Tarnkleidung, aber mit Kriegsorden versehn, die Türe auf und putzte mich herunter, weil ich zugelassen hätte, daß Leute unter meinem Kommando ein Feldkruzifix als Zielscheibe benutzten. Wie sich herausstellte, hatten tatsächlich einige von uns den Bauchnabel einer Christusfigur bei 'Schießübungen' als Zielpunkt benutzt. Nach einiger Zeit ging es wieder nach Troppau. Auf dem Oberring vor dem Schmetter= haus gab es Vereidigung mit Reden und Musik. Als inzwischen getaufter Hase mußte ich mit zur Fahne und die Eidesformel vorsprechen, was mir enormen Eindruck machte. Jetzt war ich Panzergrenadier.
Der Zufall wollte es, daß die nächste Station wieder Stremplowitz hieß. Das Schloß war menschenleer, nur Lazarettabfälle recht unappetitlicher Art waren zurückgeblieben. Dort traf ich wieder Günther Kolbe. Mein Intermezzo in Oberschlesien zeigte bald böse Folgen. Die Offiziers= beschwerde wegen der Schießerei auf das Kruzifix hatte gewirkt, und ich als der Verantwortliche wurde im HJ-Grad zum Oberrottenführer degradiert. Heute lächle ich über die kindische Kleinigkeit, damals hat es mich tief getroffen.
Nach einigen Kleinaufträgen - requirierte Bauern mußten mit ihren Pferde= gespannen nach Hause geleitet werden - setzten wir uns vor allem in Nachtmärschen, es muß etwa März gewesen sein, von Stremplowitz nach Eichen bei Sternberg ab. Die Front kam näher und die Tieflieger nahmen zu. Die Anstrengung machte uns so kaputt, daß ich mich erinnere, daß wir einmal auf verschneitem und hartgefrorenem Gelände eingeschlafen waren, und nur durch schwere Kolbenschläge von Gewehren waren wir wieder wachzukriegen, um weiterzumarschieren. Von Eichen wurden wir (Günther Kolbe war mit dabei) in ein Ausbildungslager für Panzerjagdkommando= führer ins Heuscheuergebirge bei Bad Kudowa verlegt. In Eichen und in bzw. bei Bad Kudowa erhielten wir endlich sowas wie eine systematische Grundausbildung. Im Heuscheuergebirge waren wir sicher mehr als 100 Mann. In der Nacht vom 4. zum 5. Mai wurden wir alle in Autobusse verladen. Die Tschechen probten den Aufstand. Wir durften ihn niederhalten, was an sich kein allzu ernsthaftes Problem war. Freilich, die Partisanen= haltung der Tschechen wirkte geisterhaft, und der Tod eines Schulkameraden aus Saubsdorf (Jahrgang 1928) war schlimm.
Von Nachod aus, war unser Auftrag, sollten wir die russische Front auf= rollen und den Endsieg erzwingen. Der große Ansturm gen Osten endete in Mährisch Schönberg in der Altvaterkaserne. Russische T 34 hinderten uns am Vormarsch bzw. ließen uns Hals über Kopf Richtung Glatz in die Wälder gehen. Unser Zugführer hieß Leutnant Eberlein. Er hatte übrigens die Rotkreuzschwester aus Stremplowitz unter seine Fittiche genommen, Leutnant Eberlein wollte es nicht zulassen, daß verstreute Leute seines Zuges nicht auffindbar blieben. Er gab mir deshalb die Führung über den Resthaufen und ging mit einigen Leuten und der Rotkreuzschwester auf Vermißtensuche. Von diesen Leuten habe ich bis heute nichts mehr gehört. Günther Kolbe war bei mir. Als Orientierung hielten wir uns an der Eisenbahnlinie Richtung Habelschwerdt. Da schnaufte ein letzter Zug heran, der einige Tiefladerwaggons angehängt hatte. Wir stürmten in Massen die Schienen und stoppten die Lok. Wir enterten die Waggons und dampften in Richtung Glatz und von da nach Waldenburg in Schlesien. Man schoß auf uns und wir ballerten zurück. Zwischen Dittersbach und Waldenburg explodierten gleich zwei Eisenbahntunnels, zum Glück der eine hinter und der andere vor uns. Jetzt waren wir nur noch drei, Günther Kolbe, ein Sternberger und ich. Wieder rannten wir in die Wälder. Wir entlasteten uns, indem wir mit den Panzerfäusten Bäume fällten und die Gewehre ins Gebüsch warfen. Vorbei an Fellhammer und

Friedland ging es in Richtung Trautenau, eigentlich in Richtung Amerikaner.
Wir gerieten in einen Strom von fliehender Armee und westwärts drängenden Flüchtlingen. Dreispurig auf einer engen Straße ging das nur langsam, vor allem, wenn ab und zu Tiefflieger an solch einem Bandwurm ihre Freude fanden. Der 8. Mai brachte als Hauptveränderung die Sorge, nicht an Stelle von Grüß Gott Heil Hitler aus Versehen zu sagen. Die Probleme gab es bei den Versuchen, irgendwie von der Bevölkerung etwas Eßbares zu erhalten, denn eine geordnete Verpflegung gab es seid Nachod (4.5.) nicht mehr. Das Ziel blieben die Amerikaner. Indessen waren die russi= schen Panzer schneller. Plötzlich war die Straße wie leergefegt. Es war der 9.5.45 westlich von Trautenau. Aus einer Buschgruppe sahen wir sie keine 2 Meter entfernt an uns vorbeidonnern. Die jungen Infanteristen auf den Hecks der Panzer waren begeistert, und vereinzelte Nastar-Rufe hörte man am Straßenrand. In dem Towuhabohu gingen meine letzten zwei Begleiter samt Günther Kolbe verloren. Ich floh zum nächsten Bauernhof; der Bauer jagte mich in die Scheune, wo schon andere Soldaten dabeiwaren, sich unter Strohballen zu verbergen. Ich wollte das auch, aber mir blieb nur ein schmaler Streifen zwischen Holzwand und Stroh. Kurz darauf stießen russische Soldaten mit Bajonetten in das Stroh. Wen sie auf= trieben, den nahmen sie mit. Als Ruhe eingetreten war, schlich ich in das Bauernhaus. Das schon etwas ältere Bauernehepaar war sehr nett, sie gaben mir zu essen und ich durfte übernachten. Am Morgen gaben sie mir Zivilkleidung - eine schöne Trachtenjacke und Knickebocker - ich glaube die Kleider gehörten einem eigenen Sohn.
Jetzt wollte ich wieder ostwärts. In den Wäldern gab es viele Soldaten, die auch heimwärts Richtung Osten strömten. Ein Soldat entdeckte an meinem Hosengürtel die Pistole, die ich noch aus der Stremplowitzer Zeit besaß. Er meinte, es sei besser, das Schießeisen unter einen Stein zu legen als von den Russen als Wehrwolf aufgenküpft zu werden. In einem umgekippten Wagen entdeckte ich eine vollständige Rasierausstattung mit Klingenautomat, Pinsel und Seife. Irgendwo im Wald hinter Trautenau habe ich so zum ersten Mal meinen Haardschungel geschlachtet, der sich inzwischen trotz mangelhafter Menage in meinem Gesicht breit gemacht hatte. Den Rasierapparat hüte ich heute noch als nostalgisches Denkmal. Bald verbreitete sich das Gerücht, die Russen seien nur scharf auf Wlassow-Leute (Ukrainer und Weißrussen usw., die aus nationalen und antbolschewistischen Gründen gegen die Sowjets gekämpft hatten), wir könnten ungestört die Straßen benutzen. So war es natürlich einfacher, in die Ortschaften zu gelangen und das immer schwieriger werdende Essens= problem zu lösen. Kurz vor Glatz standen trotzdem plötzlich drei Russen mit angeschlagenen Maschinenpistolen hinter einer Straßenkurve. Die Endstation hieß Festung Glatz. Ab 12.5.1945 war ich in russischer Kriegsgefangenschaft.
Nach einigen Tagen wurden wir 'selektiert': Arbeitsfähige links, Nicht= verwendbare rechts zum Abtransport. Ich gehörte zu den Linken. Am nächsten Morgen mußten wir etwa 120 Arbeitsfähigen bis nach Eichenau kurz vor Neiße marschieren. Ich schätze, es waren etwa 70 km. Die Be= gleitmannschaft saß in Pferdekarren oder ritten hoch zu Roß. Wenn jemand am Schlapp machen war, schossen sie hinter ihm in den Boden. Ob alle diesen Marsch überstanden haben, weiß ich nicht. In Oberschlesien wurden wir beim Umbau der zweigleisigen Eisenbahn eingesetzt. Die vom Krieg zerstörten Abschnitte wurden durch ganze Gleisteile so ersetzt, daß eine eingleisige durchgehende Strecke entstand. Für die zerstörten Brücken benutzten wir freigewordene Eichenschwellen, die wir mit eisernen Bauklammern zu neuen Pfeilern zurechtstapelten.
Das saure Brot der Russen und das Pferdefleisch machten meinem Verdauungs= system Schwierigkeiten. Die Russen bewachten den Arbeitsplatz scharf, aber verdeckt, d.h. meistens im hohen Gras sitzend oder liegend.
So bekam ich Platzprobleme, wenn mein Innenleben rebellierte. Wir arbei=

teten gerade an einem solchem Brückenpfeiler, als mein Magen-Darm-system wieder höchsten Notsstand signalisierte. Ich nahm sozusagen eine Auszeit für persönliche Anliegen, und wegen der russischen Wachen ziemlich nahe an der Brücke. Dabei muß mir entgangen sein, daß die russischen Pioniere Sprengsätze an den Überresten der alten Eisenbahn=brücke angelegt hatten, in jedem Fall geriet ich von einer Not in eine noch größere. Der hinteren Explosion folgte eine wesentlich umfang=reichere. Über mich flog viel Gerümpel, irgendein dünner Stahlsplitter muß mein Gesicht gestreift haben, in jedem Fall konnte ich mit meinem linken Auge nichts mehr sehen. Russische Sanitäter verbanden meinen Kopf, und ich wurde zum Kartoffelschälen abgestellt. Mein Auge eiterte der Verband wurde gewechselt, aber ich durfte weiter Kartoffel schälen. Mein neuer Job war ungeheuer eintönig und für die untrainierten Hände äußerst schmerzhaft. Unser Quartier war ein alleinstehender Gutshof. Um den Hof war ein gut zwei Meter hoher Maschendraht gezogen, oben hatte man noch drei Stacheldrahtzeilen angebracht. Der Gutshof lag nicht weit von einem Seitenarm der Ottmachauer Talsperre. Ich spekulierte zu meinem Elternhaus in Saubsdorf konnten es maximal 3 Tagemärsche sein. Eigentlich arbeitsfähig war ich nicht mehr. Also gehörte ich zu den Kandidaten für den Abtransport nach dem Osten. Am frühen Nachmittag entlud sich ein schweres Gewitter. Der russische Wachsoldat hatte sich unter den Dachvorsprung des Gutshofes untergestellt und kratzte Männchen in den Mauerputz. Er stand kaum mehr als 10 Meter entfernt. Ich nutzte das Geräusch des niedergehenden Regens, sprang gegen den Drahtzaun und flankte über den Stacheldraht in das dahinter gelegene Getreidefeld. Das hohe Getreide gab mir Deckung, der Wachsoldat kratzte weiter an der Wand. Ich schlich zum Ufer der Talsperre und durchschwamm das Seitenstück. Klatschnaß kam ich am anderen Ufer an, die Stachel=drahtwunden brannten, aber ich fühlte mich frei und glücklich. Die polnisch-tschechische Grenze schaffte ich gerade um die Dämmerungszeit. In den frühen Morgenstunden klopfte ich an das Fenster von Verwandten in Groß-Krosse, wo ich des Öfteren zur Erntezeit geholfen hatte. Sie hielten mich zuerst für einen plündernden Russen, schließlich erkannten sie mich wie ein Gespenst vom Himmel, und zunächst befand ich mich in Sicherheit. Meine Tante behandelte das verletzte Auge mit heißen und kalten Quarkumschlägen, Kamilledämpfen und sonstigen Haus- und Zauber=mitteln; in jedem Fall war ich Anfang Juli wieder marschbereit und wie=der zog ich durch die Wälder. Meinen Eltern verschlug es Sprache und Verstand, als ich plötzlich daheim erschien. Sie sperrten mich in ein Zimmer im Obergeschoß, damit ich allen verborgen blieb. Nur wegen des Auges mußte ich mehrfach zu Dr. Wicharek, unserem Hausarzt. Nach etwa 6 Wochen verstarb im Nachbardorf ein Bruder meines Vaters. Ich wollte endlich auch einmal unter Leute kommen, die Beerdigung war mir darum äußerst willkommen. Die Leichenfeier war wirklich schön, die Folgen aber fatal. Irgendjemand muß mich der tschechischen Ortsverwaltung gemeldet haben, ich mußte aufs Rathaus, bekam Papiere, bald darauf allerdings auch einen Gestellungsbefehl zum Bahnhof Sandhübel. Der Sonderzug (natürlich Viehwaggons) nahm immer mehr Männer auf. Ich landet in Mährisch Hruschau, nördlich von Mährisch Ostrau. Dort brachten sie uns in ein Arbeitslager mit Wachtürmen, doppeltem Stacheldraht und elektrischer Sicherung. Im Lager waren mehrere hundert Männer, die alle im Kohlebergbau unter Tage eingesetzt wurden. So mußte auch ich täglich in wechselnder Schicht etwa 800 Meter unter Tage Steinkohlen=flöze abbauen, wobei die Flözhöhe meistens kaum mehr als 80 cm ausmachte. Die Kohle schippten wir auf Förderbänder. Einem von uns kam aus mir nicht bekannten Gründen seinen Arm zwischen Förderband und Transportwalze. Vor unseren Augen wurden ihm Haut und Fleisch bis auf den Knochen weggerissen.

Meine gelungene Flucht aus russische Gefangenschaft hatte mich offen=sichtlich mutig gemacht. So plante ich bald mit zwei anderen, die beide jünger waren als ich, und aus Saubsdorf bzw. Kunzendorf stammten, eine

erneute Flucht. Am 6.10.45 war es soweit. Nachts gegen 22.00 Uhr begann unser Unternehmen, und etwa gegen 4 Uhr waren wir am äußersten Zaun des Bergwerkbetriebes angekommen. Den Weg direkt aus dem Lager hatten wir als unpassierbar abgelehnt. Das letzte Hindernis war ein gut 2 Meter hoher Bretterzaun, oben mit Stacheldraht, außerdem mit elektrischen Leuchten angestrahlt. Wir hatten den Zaun schon hinter uns, da rief Otto, der jüngste und kleinste von uns, er schaffe den Bretterzaun nicht. Ich kletterte zurück und half ihm über den Zaun. Inzwischen war ein Wachposten auf uns aufmerksam geworden. Er rief 'Stoi'. Wir trugen alle immer ein offenes Messer unter dem Ärmel. Ich sprang von oben den Posten an und verletzte ihn. Dann liefen wir so schnell wir konnten. Die Hetz begann. Scheinwerfer vom Grubengelände flammten auf, Wachsoldaten schwärmten aus, und sowas wie ein Allradjeap mit aufgeblendeten Scheinwerfern näherte sich uns. Wir wollten Richtung Oderfurt. Dort kommen die Oder=sümpfe bis nahe an die Abraumhalden der Kohlengruben. In unserer Ver=zweiflung hängten wir uns an Erlen- oder Weidenbüsche und angelten uns in den Sumpf. Die Tschechen wagten sich offenbar nicht in das Sumpfgebiet. Wir stießen auf einen Entwässerungskanal, dessen Rand befestigt war. Ihm entlang erreichten wir das Oderufer. Die Flußströmung war kräftig, aber gegen 6 Uhr morgens hatten wir das andere Ufer erreicht.
Diesmal führte uns der Marsch nordostwärts. Die Oktobernächte waren kalt und es regnete oft. Wir lebten vor allem von Rüben, die auf den Feldern wuchsen. Wir kamen an Troppau vorbei kurz vor Grätz, unseren Heilkräuterwäldern. Der Hunger trieb uns schließlich zu Leuten, die Kartoffeln ernteten. Es waren Deutsche, die uns auch gaben, was sie Eßbares besaßen. Aber ein etwa 12jähriger tschechischer Bub muß uns entdeckt und verraten haben, denn er erschien mit mehreren tschechi=schen Soldaten, alle per Fahrrad, die uns mit erhobener Waffe umkreisten. Die Tschechen sperrten uns zuerst in einen gemischten Pferde- und Kuh=stall. Wir schliefen zwischen den Tieren. In der Nacht konnte so ein Rindvieh seine natürlichen Bedürfnisse nicht zurückhalten, und ich wurde brühwarm wachgeduscht. Am nächsten Morgen wurden wir von der örtlichen Gendamerie in einem Kübelwagen in die Altvater(?)kaserne in Freudental gebracht. Wir landeten dort in Strafzellen, Otto und Peppi, meine Kameraden, zusammen, ich erhielt ein Einzelzimmer. Dort verbrachten wir ungefähr 4 Wochen.
In dem vorhin erwähnten Kustall hatten wir alle Papiere im Mist ver=steckt, die irgendeinen Hinweis auf unsere Identität enthielten. Wir wollten in jedem Fall vermeiden, nach Mährisch-Hruschau zurückgebracht zu werden. Wir standen unter dem Verdacht, Wehrwölfe zu sein, darum blieben wir in 'Isolierhaft'. Otto und Peppi durften manchmal die Kasernenflure schrubben. Einmal durfte ich auch mit zur Reinigungs=arbeit, aber dabei wurden wir so mit Schlägen auf Kopf und Rücken traktiert, daß ich heilfroh war, in meiner Einzelzelle in Ruhe gelassen zu werden. Zu essen gab es fast nichts. Bald hatte ich indes spitzgekriegt, wann die Wachen ihre Verpflegung erhielten. Kurz nach ihrer Essenszeit klopfte ich an der Zellentür, um zur Toilette gebracht zu werden. Im WC holte ich aus der Kloschüssel die Speise=reste, welche die Wachen weggeworfen hatten. In dieser Zeit stellten sich auch fürchterliche Zahnschmerzen ein. Eine Behandlung der Zähne wurde nicht gestattet. Nachdem ich 1946 nach Westdeutschland gekommen bin, mußte ich mir bald dritte Zähne einbauen lassen, weil meine zweiten teilweise nicht mehr zu retten waren. Eine Waschmöglichkeit wurde uns nicht gegeben. So war es kein Wunder, daß wir bald sowas wie Hautkrätze an den Händen und Gelenken bekamen. Jetzt wollten uns die Bewacher loswerden, wahrscheinlich wegen der Ansteckungsgefahr. So wurden wir Ende November in das "Koncentračni tabor Bruntál" (Freudental) eingewiesen. Ich bekam die "čislo" 774. Wir drei wurden dort erstmal saubergeschrubbt und wir bekamen die Hautausschläge

behandelt. Im Lager waren ungefähr 230 Männer, ehemalige SA-Leute usw. Der Umgang mit uns war nicht sehr freundlich. Oft mußten wir nachts barfuß auf gefrorenem Boden stundenlang stehen. Die Toilette war eine Dachrinne, die unter den Fenstersimsen an der Schlafbaracke angebracht war. Ein bestimmter Platzbereich wurde von den Gefangenen wie vom Teufel verhext behandelt. Dort lagen 20 Kameraden unter der Erde, erschossen, weil jemand aus dem Lager einem Wachsoldat eine Handgranate in sein Radio geschmuggelt hätte. In Wirklichkeit war die Handgranate wegen unsachgemäßem Herumprobierens der Wache explodiert. In jedem Falle mußten alle Insassen des Lagers antreten, es wurde durchgezählt, und jeder Zehnte wurde zu einer Grube getrieben, dort wurden sie mit Maschinenpistolen erschossen. Den Lagerleuten war ver= boten, beim Zuscharren des Massengrabes Geräte zu benutzen. Sie haben das Erdreich mit den bloßen Händen über die Leichen häufen müssen. Auch ein elf Jahre alter Bub war schon wegen eines Fluchtversuches erschossen worden. Es wurde unmißverständlich daraufhingewiesen, daß bei weiteren Fluchtversuchen die Betroffenen und pro Mann 10 Lager= insassen liquidiert würden, bei Nichtergreifen auch die Angehörigen. Irgendwelche Fluchtpläne ließen wir darum bleiben. Nur bekamen wir plötzlich große Angst, was wohl mit unseren Angehörigen in Saubsdorf geschehen war. Seit Monaten hatten wir ja keinen Kontakt mehr mit daheim. Im KZ gab es endlich die Möglichkeit zu arbeiten. Täglich erschienen Bauern oder Handwerker, ihnen wurden wir gruppenweise und mit einem bewaffneten Posten zu verschiedensten Tätigkeiten zugeteilt. Die Tschechen behandelten uns meist recht freundlich, und endlich gab es - während der Arbeitsaufträge - wieder vernünftiges Essen. 'Ia mam velki chlad' (Ich habe großen Hunger), diesen Satz kann ich heute noch im Schlaf.

Auf den Bergen lag bereits Schnee. Da wurden Arbeitskräfte zum Holz= fällen im Gebirge angefordert. Ich meldete mich freiwillig. Otto und Peppi blieben in Freudenthal, sie hatten meistens Küchendienst als 'Benjamine' und fühlten sich dort relativ wohl. Das Stammlager der Holzfäller war die Firma 'Schmidt' (?) in Karlsthal bei Würbenthal, unweit des Bahnhofs. Wir mußten täglich nach langem Marsch in den Bergen Riesenbäume mit Handsägen und Äxten zu Leibe rücken. Wir betä= tigten uns fleißig, weil es ziemlich kalt war. Dafür durften wir auch ständig ein großes Feuer unterhalten, was oft meine Aufgabe war, und diese Tätigkeit hat mir ziemlich Spaß bereitet. Am Wochenende haben wir meistens das gefällte Holz zum Bahnhof transportiert, was übrigens teils sehr mühsam und teils recht gefährlich ist, insbesondere auf dem rutschigem Schnee. Beim Verladen der Holzstämme auf Waggons mußten auch Karlthaler Deutsche helfen, die ja an der Armbinde mit dem schwarzen N leicht zu erkennen waren. Irgendwann sprach mich eine ziemlich junge Frau an, und, welch ein Zufall, es war die Schwester von Rosalinde Drechsler, die einen Jahrgang unter uns die LBA in Troppau besucht hatte. Diese Begegnung bedeutete für mich ungeheuer viel. Rosl stellte den Briefkontakt zu meinen Eltern her, sie besorgte mir brauch= bare Kleider für den Wechsel, und sie pflegte und wusch auch mein gebrauchtes Zeug. Als ich die Gewohnheiten der Wachen genau studiert hatte, konnte ich auch mehrfach bei ihrer Familie (Geschwister und Mutter, ihr Vater war irgendwo in Gefangenschaft) zu Gast sein. Ja, an Weih= nachten 1945 wagte ich es, mit ihrem Fahrrad über Einsiedel, Maria Schnee und Zuckmantel nach Saubsdorf zu fahren, natürlich ohne N-Binde. Meine Eltern waren vom Schlag gerührt, halb vor Glück, halb vor Entsetzen. Protzig setzte ich mich am 25.12.45 in die erste Reihe der Männerempore in der Kirche, und ich meinte, alle Augen drehten sich immer wieder nach mir um. Saubsdorf hatte seinerzeit ungefähr 2000 Einwohner, d.h., jeder kannte jeden. Am 26.12. schwang ich mich wieder auf das Fahrrad und radelte die gleiche schneereiche Strecke zurück. Die Tschechen hatten

über die Feiertage die Wachen verdünnt und niemand war meine Abwesenheit aufgefallen. Silvester 1945/46 verbrachte ich sogar bei Drechslers privat. Im Februar 1946 wurde ich nach Freudenthal zurückgebracht, es gab eine echte Verhandlung und ich wurde vom Wehrwolfverdacht entlastet. Darauf wurde ich in ein Arbeitslager nahe bei Freudenthal umquartiert. Dort traf ich wieder meine Fluchtkameraden Otto und Peppi. Der Sinn dieses Wechsels war offenbar auch, die Existenz eines KZ-Lagers zu vertuschen. Ich habe jedoch im Rahmen der Büroformalitäten meine Karteikarte geklaut und meine KZ-Nummer versteckt. Beide Beweisstücke sind heute noch in meinem Besitz.
Das neue Arbeitslager (vedeni sberrho tabora) gehörte zur Firma Machold in Freudenthal. Das Lager hatte weibliche und männliche Insassen und keine getrennten Räume. Dort herrschte Weltuntergangsstimmung oder Höllen=kehraus. In aller Offenheit schliefen Pärchen miteinander usw. Die Tages=beschäftigung war, Russenleichen aus Einzelgräbern aushacken und in Massengräbern auf Militärfriedhöfen umlegen. Am 7.2.1946 wurde ich mit ein wenig Geld entlassen und mit einem amtlich abgestempelten Papier. Ich nahm die gleiche Strecke über Einsiedel, vorbei an Petersdorf nach Zuckmantel, die ich an Weihnachten mit Rosls Fahrrad zurückgelegt hatte. Zu Fuß war der Marsch allerdings beschwerlicher. Da klingelte ein Schlit=ten hinter mir her. Es war ein Leichenwagen, der eine Überführung nach Zuckmantel zu besorgen hatte. Ich durfte mich rittlings hinten auf den Sarg setzen, und so kam ich zum Bahnhof Zuckmantel. Von dort fuhr ich bis Gröditz, zu Fuß ging ich nach Hause, und der Odysee erster Teil hatte ein Ende gefunden.
Das Haus meiner Eltern war enteignet. Wir lebten zu dritt in einem Zimmer der Mietwohnung, die zu unserem Haus gehörte. Ich selbst bekam Arbeit bei einem Schlosser. Am 24.5.1946 mußten wir in die Muna nach Niklasdorf. Meine Eltern sind mit dem Gepäckpferdegespann gefahren. Ich mußte noch die Gebühren dafür bezahlen. Darum wanderte ich allein über den Dittelsberg nach Niklasdorf, und sah so zum letzten Mal die dunklen Berge und grünsaftigen Täler meiner Heimat. In einem üblichen Flüchtlingstransport mit 30 Personen in einem Viehwaggon verließen wir am 30.5.1946 Niklasdorf. Über Furth im Walde gelangten wir nach Ger=lachsheim bei Würzburg. Christel Heidenreich muß in demselben Transport gewesen sein. Ebenso wie Christel und Familie wurden auch wir in Wertheim am Main untergebracht, anfangs sehr bescheiden (1 Zimmer und ein geräum=ter Schweinestall). Wir versuchten sofort, Nachricht von meinen 2 älteren Brüdern zu erhalten, was uns über eine Vermittlungsanschrift relativ bald gelang. Als ich meinen ältesten Bruder, der bei Alzey (Pfalz) Ar=beit gefunden hatte, aufsuchen wollte, wurde ich an der Zonengrenze gleich zweimal eingesperrt, zuerst von den Amerikanern, dann von den Franzosen. Diesen konnte ich Gott sei Dank relativ leicht entkommen. In Wertheim erhielt ich bald eine amtliche Aufforderung, in Würzburg beim Schutträumen Pflichtdienste zu leisten. Ich aber wollte endlich eine Berufsausbildung. Mein anderer Bruder lebte bei Hannover. Dieser konnte mir eine Lehrstelle als Steinmetz und eine Zuzugsgenehmigung besorgen. Also übersiedelte ich nach Niedersachsen. Ich wurde als Berufsumschüler anerkannt und durfte die Gesellenprüfung nach einem Jahr ablegen. Über die Volkshochschule machte ich noch eine Buchhalter=prüfung. Den Engländern genügten meine Papiere nicht. So gelangte ich Ende Mai 1947 nochmals in englische Kriegsgefangenschaft, ich wurde aber am 4.6.47 bereits wieder mit Schein und Siegel entlassen. Mein Bruder Erich hatte inzwischen in Eschershausen, Kreis Holzminden, ein Steinmetz=geschäft eröffnet. Ich wurde dort sozusagen 2. Chef und Buchhalter. Mein Bruder kam mit dem Unternehmerdasein (wir beschäftigten 12 Arbeiter) nicht recht zustreich - wir waren halt auch erst knapp über 20 Jahre alt- und er verkaufte wieder das an sich gut florierende Geschäft.

Von der Geschäftsauflösung blieben mir rund DM 2.000,- als Anteil übrig. Mit diesem finanziellen Grundstock strebte ich wieder die Lehrerlaufbahn an. In Meersburg am Bodensee wurde ich in das Pädagogium mit Heim aufgenommen, im Frühjahr 1953 machte ich mein Volksschullehrerexamen. In Tauberbischofsheim und Lauda erhielt ich meine ersten Dienstaufträge. Inzwischen hatte ich ein weibliches Wesen namens Elfriede kennengelernt, die meinte, eigentlich gehörte ich an die Universität. Im April 1954 gab es Hochzeit und ab Mai 1954 studierte ich an der Universität Freiburg. Mein Lehrerexamen zählte nicht als Abitur, so machte ich nebenher am Rotteck-Gymnasium in Freiburg ein sogenanntes wildes Abitur. 1960 promovierte ich über Hermann Hesse, 1961 absolvierte ich das erste, 1962 das 2. Staatsexamen für den höheren Schuldienst. Seitdem unterrichte ich an Gymnasien die Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde.
In Freiburg/Kappel haben wir ein Haus gebaut, eine Tochter und 2 Söhne sind inzwischen recht lang und groß geworden, sie befinden sich aber alle noch in Berufsausbildung. Meine Frau unterrichtet hier in Kappel an der Grundschule. Auch ist sie Ortschaftsrätin im hiesigen Gemeinderat. Ich selbst mache auch etwas in Politik. Seit 1971 bekleidete ich verschiedene kommunale Mandate, zur Zeit bin ich Mitglied im Regionalverband Südlicher Oberrhein. Sigi Jakel meinte, er tritt keiner Partei bei, hier möchte ich ihm halb zustimmen, nämlich keiner ideologisch ausgerichteten Partei, darum sind meine Frau und ich bei den Freien Wählern.

Kappel, 21.9.1985